Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein

Band: 25 (1941)

Heft: 11

Artikel: Káffe, Kaffée und ... Goethe

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419863

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

"Die Schweiz im deutschen Geistesleben."

Der Titel dieser so verdienstlichen Sammlung von Dar= stellungen und Texten, die der Berlag Huber & Co. in Frauenfeld schon in reicher Fülle herausgegeben hat, mag einem einfallen, wenn man in Thomas Manns Roman "Lotte in Weimar" die Stelle lieft, wo die Hofrätin Witme Charlotte Restner, geb. Buff, die weltberühmt gewordene Lotte aus "Werthers Leiden", vierundvierzig Jahre nach den Wehlarer Erlebnissen bei ihrem Jugendfreund, dem jetigen herrn Geheimrat von Goethe in Weimar zum Mittageffen geladen ift und dort unter andern Gäften auch unfern Landsmann, Hofrat Professor Heinrich Meyer von Stafa trifft. Goethe hatte ihn auf seiner ersten italienischen Reise in Rom als "herrlichen Menschen", besonders aber als fein= finnigen Runstkenner schätzen gelernt, ihn als Lehrer und Leiter an die Weimarer Zeichenschule gezogen und in sein Haus aufgenommen. Mener war einer der gang wenigen Freunde, mit denen Goethe auf du ftand. Gottfried Reller scherzte einmal, dieser Mener komme fast auf jeder Seite Goethes vor. Er war in Wirklichkeit und ist auch im Roman der Schweizer in der deutschen Geisteshauptstadt und sinn= bildlich für die Schweiz im deutschen Geistesleben: er ist mit Goethe innig befreundet und teilt die allgemeine Verehrung der Menschen deutscher Zunge für den Meister, er hat aber auch seine Eigenart, und die ist echt schweizerisch. (Bon Politik ist nicht die Rede; es fällt zwar einmal das Wort "demokratisch" aus Goethes Mund, aber es ist nicht staats= politisch gemeint und bezieht sich auf China).

Nun läßt Thomas Mann freilich auch diesen Freund Goethes wie ihn selbst und die ganze Weimarer Gesellschaft in etwas ironischem Lichte erscheinen, was nicht jedem gefallen kann. Abgesehen davon aber wird man in Meger gerade den Schweizer als solchen gut gezeichnet finden, zunächst feine Redeweise: er blieb (tatsächlich) auch in Weimar bei der schweizerischen Aussprache des st als scht und sprach von "Runscht" (und hieß daher in Weimar der Runschtmener), eine Gewohnheit, die im schweizerischen Hochdeutsch allmählich verschwindet. Er betonte französische Fremdwörter echt germanisch auf der ersten Silbe, wie wir's im Gegensatz zu draußen heute noch tun ("Büro" gegen Dudens Büro"); auch verwendet er vielleicht noch etwas mehr Fremdwörter, als damals in der "guten" deutschen Gesellschaft ohnehin Mode war. Dazu kommt sein bei aller Berehrung für den Meister etwas trockenes und formloses Wesen und dazu namentlich seine Lehrhaftigkeit, die bis zur Aufdringlichkeit gehen und dadurch etwas läftig werden kann. Also: Lotte traf Meyern schon vor Goethes Haustür; er war ein "etwas gebückter Fünfziger mit milden Gesichtszügen und strähnig erblichenem langem Haar, das unter seinem hohen Sut her= vorhing. Es war kein geringerer als Hofrat Mener, der Kunftprofessor. — "Mun wollen wir hoffen", sagte Mener, während man ins Saus trat, in dem bedächtig stakkierten Tonfall seiner Heimat, worin sich etwas Bieder-Altdeutsches mit ausländisch-halbfranzösischen Accenten zu mischen schien, "daß wir die Chance haben, unseren Meister in guter und heiterer Condition, nicht taciturn und marode anzutreffen, damit wir des qualenden Gefühls entübrigt find, ihm beschwerlich zu fallen". Er sagte es zu Charlotte gewandt, gesetzt und ausführlich, offenbar ohne Gefühl dafür, wie wenig ermutigend diese Worte eines Intimen auf einen Neu-Hereintretenden wirken mußten. Sie konnte sich nicht ent= halten zu erwidern: "Ich kenne den Herrn dieses Hauses sogar noch länger als Sie, Herr Professor, und bin nicht ohne Erfahrung in den Schwankungen seines Dichterge= mütes". — "Die jüngere Bekanntschaft ist gleichwohl die

authentischere", sagte er unerschüttert, indem er jeder Silbe des Comparativs geruhig ihr Recht widersahren ließ."

(Die Gäste sammeln sich im Empfangsraum und:) "So sind wir denn vollzählig", sagte er (Mener) in seiner bedächtigen und gleichmäßig stockenden Redeweise, die er sich von Stäfa am Zürichsee durch viele römische und Weimarer Jahre bewahrt hatte und die von keinerlei Mienenspiel begleitet war, "so sind wir denn vollzählig und dürfen gewärtig sein, daß unser Gastgeber sich ehestens zu uns gesellt. Es ist als nur zu begreiflich zu erachten, wenn erst= maligen Besuchern sich diese letten Minuten durch eine gewisse Bangigkeit der Erwartung ein wenig dehnen. Gleichwohl sollte es ihnen lieb sein, sich an die Umgebung und Atmo= sphäre vorderhand einmal gewöhnen zu dürfen. Ich mache es mir gern zur Aufgabe, solche Bersonen im voraus ein wenig zu beraten, um ihnen die expérience, die ja immer bedeutend genug bleibt, leichter und erfreulicher zu gestalten". Er betonte das französische Wort auf der ersten Silbe und fuhr unbewegten Gesichtes fort: "Es ist nämlich immer das Beste (er sagte "das Beschte"), wenn man sich von der Spannung, in der man sich unvermeidlich befindet, nichts oder doch möglichst wenig anmerken läßt und ihm in der tunlichsten Unbefangenheit, ohne alle Zeichen von Aufregung entgegentritt. Damit erleichtert man beiden Teilen die Situ= ation sehr wesentlich, dem Meister sowohl als sich selbst ... Das weitaus Klügste bleibt es immer, sich völlig natürlich ju geben und jum Beispiel nicht zu glauben, man muffe ihn gleich mit hohen und geiftreichen Sujets, etwa gar von seinen eigenen Werken, unterhalten. Nichts ist unratsamer . . . " Charlotte fah den lehrhaften Getreuen nur blinzelnd an wäh= rend dieser Rede, und wußte nicht was entgegnen. Unwillskürlich stellte sie sich vor, wie schwierig es Fremdlingen, die an Lampenfieber litten, fallen mußte, aus solcher Er= mahnung zur Unbefangenheit Nugen für ihren Gleichmut zu ziehen. Die gegenteilige Wirkung, dachte fie allgemein, war das Wahrscheinlichere. Berfönlich war fie gekränkt durch die Einmischung, die in dieser Magregelerteilung lag. "Recht vielen Dank", sagte sie schließlich, "Herr Hofrat, für Ihre Hinweise. Schon mancher wird Ihnen dankbar dafür gewesen fein. Bergeffen wir aber doch nicht, daß es sich in meinem Fall um die Erneuerung einer vierundvierzigjährigen Be= kanntschaft handelt." — "Ein Mensch", erwiderte er trocken, "der jeden Tag, ja jede Stunde ein anderer ist, wird auch ein anderer geworden sein nach vierundvierzig Sahren".

Damit hatte er freilich Recht und behielt das letzte Wort. "La Suisse aura le dernier mot", hat Victor Hugo

gesagt.

Käffe, Kaffée und . . . Goethe.

Wenn norddeutsche Besucher nach dem deutschen Süden kommen, erkennt sie als solche auch ein linguistisch unge- übtes Ohr an der Aussprache jenes Genußmittels, ohne welches kein Wiener, aber auch kein Berliner seinen Tag vorüber gehen läßt: am Raffee. Bekanntlich sprechen ihn die Norddeutschen so aus, daß der Akzent, wie bei "Raffer", auf die erste Silbe fällt; während es die Süddeutschen und die Österreicher zumal mit der zweiten Silbe halten. Daß aber die deutschsprechenden Schweizer es in diesem Punkt den Norddeutschen gleichtun und "Kaffe" sagen, hat einen besonderen Grund, der mit unserer Regel als solcher nichts zu tun hat: betonen sie doch alle französischen Wörter auf der ersten Silbe, so auch dieses, das sie als Welschwort empfinden.

Der Streit ist, nach dem Schriftbild, nicht ohne weiteres zugunften der süddeutschen Aussprache zu entscheiden: benn

wenn die zwei e am Ende den Akzent auf sich ziehen, fo bedeuten doch anderseits die beiden f eine so ftarke Befesti= gung des a, daß der Akzent, fürs erste, kaum über diese Doppelhürde springen kann. Was folgt daraus? Die übliche deutsche Schreibweise dieses Worts enthält bereits die Widersprüche seiner Aussprache in sich: man müßte es, eindeutig, entweder "Kaffe" oder "Kasee" schreiben, wollte man schriftsbildich die Betonung sestlegen. Indes, seit wann werden im Deutschen die Wörter so gesprochen wie geschrieben? Für diese Ausnahmen gibt's bekanntlich so viele Beispiele, daß man fie ruhig als Regel betrachten kann: die Aussprache richtet sich nicht nach der Schreibung, auch im Deutschen nicht. Somit können wir auch den Kaffee weiterhin so schreiben und entweder so aussprechen, als wäre von einer Raf=Fee die Rede oder aber von einem . . . Café.

Der Wiener pflegte zu lächeln, wenn der ihn besuchende Berliner "Raffe" sagte — der Berliner seinerseits war in diesem Bunkt immer tolerant, vermutlich weil ihn die Wiener Aussprache an das französische Café erinnerte, das er ja gelten läßt. Brockhaus, deffen Lexikon wir zu Rate ziehen, fest unters a einen Bunkt, jum Zeichen, daß der Akzent aufs a zu fallen hat; der wird aber auch gleich begründet durch "Raffa", die südabessinische Landschaft, aus der die Pflanze gekommen zu sein scheint. Nun fragt sich noch, wenn anders jenes Raffa so gesprochen wird, wie zu erwarten steht, ob nicht auf dem Umweg durch die Türkei dem arabischen "kahwa" der Akzent von vorn nach hinten gerutscht ist: denn im Türkischen, das wissen wir, liegt die Betonung fast durchwegs auf dem auslautenden a — und die Türken waren es ja, die das edle Getränk nach Wien brachten, damals, als sie die Stadt belagerten. Die Wiener Berfion erklärt sich freilich auch durch das Raffeehaus: und dieses ist von Haus aus ein "Café", denn das erste Kaffeehaus stand in Marseille, nicht in Wien (so unglaublich das auch klingt!). Übrigens ist es eine Schlamperei, "Caffe" oder "Caffee" oder "Raffé" zu schreiben; entweder deutsch oder französisch!

Der Streit zwischen nord= und süddeutscher Aussprache steht also auf der Kippe. Was tut man in diesem Fall? Man geht zu . . . Goethe. Denn bei Goethe findet sich bekanntlich alles, und außerdem hat Goethe die Autorität des größten Autors für sich, nicht mahr? — Run, eine seiner Farcen, der "Brolog zu den neusten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Karl Friedrich Bahrdt" (Gießen, 1774), beginnt mit den Berfen :

So komm denn, Rind, die Gesellschaft im Garten Wird gewiß auf uns mit dem Raffee warten.

Nach dem Rhythmus diefer Verse zu schließen, dürfte bei Goethe der Ton auf das a gefallen sein; das Gegen= teil anzunehmen, hieße: einen sehr holprigen Vers hinnehmen, der sich vom wohlgesetzten Auf und Ab der ersten Zeile hörbar unterschiede. Vollends klar wird Goethes Aussprache des Raffees aus einem Bers des Gedichtes "Das Neueste von Plundersweilern". Die fünfte Strophe dieses Gedichts, das man ebenfalls unter den Farcen zu suchen hat, beginnt mit den Berfen:

> Wie man denn schon seit langen Zeiten Läßt Caffee öffentlich bereiten . . .

Hier zweifellos fällt der Ton auf das a — aber was merken wir bei dieser Gelegenheit? Goethe schreibt "Caffee".. also schlampig? Gemach! Man erinnere sich gefällig, daß zu Goethes Zeiten das E eine jedem Humanisten geläufige und liebe Vorzugsstellung vor dem K hatte: schrieb man doch damals auch "Canzlei".

Goethe also, der es wissen muß, entscheidet den Streit zugunsten der norddeutschen Aussprache — und er, der Mitteldeutsche ist gewiß unparteisch! Rein Wiener darf also fernerhin den Kopf schütteln, wenn ein Herr aus Ber= lin oder Bern "Raffe" sagt: er sagt's mit Goethe. Aus dem "Bund".

Brieffasten.

L. I., Z. Sie haben offenbar einmal Wustmanns "Sprachdummheiten" gelesen; daher Ihr Entsehen darüber, daß wir im Brieskasten
der letten Nummer (an H. Bl., I.) den Sat, in dem die Rede war
von einer "Iuninummer, we l che" als richtig erklärt haben, während
Sie darin eine "grobe Unrichtigkeit" sehen. "Was ist Wahrheit?"
Gewiß ist das bezügliche Fürwort "der, die, das" viel älter als "welcher, welche, welches", aber diese kommt doch auch schon bei Luther
vor: "Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus" (Luk.
2,11). Offenbar der Abwechslung wegen sagt er auch: "Daß du nicht
schienest vor den Leuten mit deinem Fasten, sondern vor deinem Bater,
welcher im Verborgenen ist; und dein Vater, der in das Verborgene
sieht, wird dir's vergelten öffentlich". Auch bei den Klassikkern kommt
"welcher" nicht selten vor; Goethe schreidt: "Die Verehrung, welch e Gellert vor allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich". Auch
Storm, der sorgsältige Stilist, empsindet es offendar angenehm zur
Abwechslung: "Von dem Ackerstück, an welch em wir vorüberkamen,
vernahm man die kurzen Laute der Brachvögel, die unssichtbar in den
Furchen lagen". Auch dieser Sat ist aus Storm: "Mit seinen dunklen
Augen, in welch e sich die ganze Jugend gerettet zu haben schien, und
welch e eigentümsich von den schaerweißen Haaren abstachen, sah er ruhig umher oder in die Stadt hinad, welcherei" hat sich Gottfried Keller geleistet in "Romeo und Julia auf dem Dorse": "Sie horchten ein Weilchen auf diese eingebildeten oder wirklichen Töne, welch e von der großen Stille herrührten, oder welches nach und ber maglischen Wirkung des Mondlisches verweckselten welches nach und fern über von der großen Stille herrührten, oder welche fie mit der magischen Wirkung des Mondlichtes verwechselten, welches nah und fern über bie grauen Serdfinebel wallte, welche tief auf den Gründen lagen". Für das Schrifttum zwischen 1750 und 1850 hat man setgestellt, daß von 2000 Fällen etwa ein Drittel mit "welcher" gebildet sind. Dieses "welcher" ist nur scheindar das fragende Fürwort; in Wirklichkeit ist es entstanden aus dem unbestimmten Surwort "swelcher", und erst als (im 14. Jahrh.) das s (in dem das Wörtchen "so" steckte), abgesallen (im 14. Jahrh.) das s (in dem das Wörtchen "so" steckte), abgesallen war, sielen bezügliches und fragendes Vürwort lautlich zusammen. Abrigens ist "der" auch nicht von Ansang an bezügliches, sondern nur hinweisendes Vürwort gewesen. In der Sprache aber enscheidet zu allerletzt nicht die Sprach lehre, sondern der Sprach gedr auch, und wenn ein Sprachgebrauch schon sast fünsthundert Jahre alt und sehr verbreitet ist und auch bei anerkannten Schriftstellern vorkommt, darf man nicht mehr sagen, er sei falsch. Anderseits ist daran auch kein Iweisellen möglich, daß das bezügliche Vürwort "der, die, das" nicht nur viel älter, sondern auch einfacher, leichter, natürlicher und des halb dem etwas schwerfölligen "welcher welche welches" parzusiehen ist. den etwas schwerfälligen "welcher, welche, welches" vorzuziehen ist. Wir können also sagen: "welcher" ist gut (oder wenigstens nicht schlecht), "der" aber ist besser, und das Besser ist des Guten Feind. Darum sahren Sie nur tapser sort, jedem Mitarbeiter Ihres Blattes "ohne Ansehnen Serson und ohne Widerrede" diese "welcher" auszumerzen. Es gibt freilich Leute, die einen leisen Bedeutungsnurterschiebe harrauskilikaln zu können glauben. — Umsanst Auch darzin hat Muste zumerzen. Es gibt freilich Leute, die einen leisen Vedeutungsunterschied heraustüfteln zu können glauben. — Umsonst. Auch darin hat Wustmann recht, wenn er sich nicht scheut, "der" oder "die" oder "das" unmittelbar nach dem gleichlautenden Geschsechtswort (oder "Atrikel") zu sezen und z. B. zu sagen: "Sin Mann, der der Gesahr entgegenzutreten wagte" oder "die Wiese, durch die die Straße sührte" oder "die Biederholung in den Schulen viel zu ängstlich; denn diese Wörter sind ja nur auf dem Papier, nur für das Auge, in der Schreidsprache gleich; sür das Ohr, — und einzig darauf kommt es an —, sür die lebendige Sprache, sür die Sprechsprache klingen sie verschieden; das erste ist stärker betont als das zweite, und es kommt einem kaum zum Bewußtsein, daß sie geschrieden gleich aussehen. Wir sprechen nicht "der der", sondern "deer der". Aber sogar der von Schulzerneuerte Wusttmann gibt zu, daß das "welcher" unter Umständen nüßtich sein könne, nämlich, wenn auf den ersten Relativsaß ein anderer folgt, der sich auf ein Wort des ersten bezieht: "Gesetz, die bestimmte Einrichtungen zum Gegenstande haben, welche nur bei der katholischen Kirche vorkommen". Da weiß man sofort, daß der zweite katholischen Kirche vorkommen". Da weiß man sofort, daß der zweite Relativsatz dem ersten unter- und nicht etwa nebengeordnet ist. Dabei sei es zu empsehlen, zuerst "der" zu verwenden und erst an zweiter Stelle das etwas voller klingende "welcher".